

Zeitschrift: Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung
Herausgeber: Pro Senectute Schweiz
Band: 82 (2004)
Heft: 11

Artikel: Interview Emilie Lieberherr : "ich finde das Leben einfach phänomenal"
Autor: Honegger, Annegret / Lieberherr, Emilie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-725542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich finde das Leben einfach phänomenal»

Vor zehn Jahren ging Emilie Lieberherr in Pension. Doch ruhig wurde es deshalb um die ehemalige Sozialvorsteherin der Stadt Zürich nicht. Bei ihrem Engagement für die Schwächsten der Gesellschaft nimmt sie kein Blatt vor den Mund.

VON ANNEGRET HONEGGER
MIT BILDERN VON GERRY EBNER

Als Sozialpolitikerin war das Alter Ihr Spezialgebiet. Jetzt sind Sie selber achtzig – wie erleben Sie das? Ich staune selbst: Hei, jetzt bist du achtzig! Ich habe gar nicht bemerkt, wie schnell die Jahre vorbeigingen. Vor zehn Jahren war ich als Stadträtin noch voll im Amtsstress.

Und wie fühlen Sie sich heute? Ab und zu habe ich Tage, an denen ich müde bin und mir sage: Gottfried Stutz, früher gab es das nicht. Dann bemühe ich mich, etwas kürzer zu treten, setze mich hin und mache ganz gemütlich die Augen zu. Heute höre ich mehr auf mich selbst und darauf, was ich brauche. Aber grundsätzlich ist Power keine Frage des Alters. Und ich finde das Leben nach wie vor einfach phänomenal.

Was planten Sie für die Zeit nach Ihrer Pensionierung? Das haben mich damals unzählige Journalisten gefragt. Ich sagte: gärtnern, reisen, lesen. Doch die meisten Bücher liegen immer noch auf dem Stapel. Und die exotische Sprache, die ich eigentlich lernen wollte, beherrsche ich immer noch nicht. Aber ich überlege mir lieber, was ich heute und morgen tun will, als dass ich auf Jahre hinaus plane. Schliesslich wissen wir alle nicht, wie alt wir werden.

Ihre Agenda ist noch fast so voll wie als Politikerin. Ich mache immer noch viel zu viele Dinge. Drei- bis viermal pro Woche bin ich unterwegs: Ich halte Vorträge, habe Sitzungen, nehme an Podien teil.

Nach der Pensionierung konnte ich viele Posten abgeben. Jetzt möchte ich nur noch Dinge tun, die auch ein bisschen plauschig sind.

Bleibt Ihnen genug Zeit für sich und Ihre Beziehungen? Ein schlechtes Gewissen bekomme ich dann, wenn ich mir vornehme, diesen oder jenen Menschen zu treffen, wenn immer wieder etwas da-

zwischenkommt – und plötzlich erhalte ich eine Todesanzeige.

Ist Aktivität Ihr Rezept für ein gesundes Alter? Ich will nicht einfach aktiv sein, um allen zu zeigen, was ich für eine aktive alte Tante bin. Das ist einfach meine Natur. Aber schreiben Sie bitte nicht, ich hätte Zeit – sonst kommen wieder so viele Anfragen für Vorträge...

EMILIE LIEBERHERR

Emilie Lieberherr wurde am 14. Oktober 1924 in Erstfeld UR geboren. Ihr Vater arbeitete bei den SBB; ihre Mutter, deren Eltern aus Norditalien stammten, war Schneiderin. Im Kloster Ingenbohl SZ absolvierte sie die Handelsschule und die Wirtschaftsmatura. Nach dem Ökonomiestudium mit Promotion zum Dr. rer. pol. an der Universität Bern verbrachte Emilie Lieberherr zwei Jahre in den USA. Zurück in Zürich arbeitete sie als Gewerbeschullehrerin. Sie baute das Schweizer Konsumentinnenforum auf und engagierte sich in der Frauenstimmrechtsbewegung. Von 1970 bis 1994 stand sie als Vertreterin der Sozialdemokratischen Partei dem Sozialamt im Zürcher Stadtrat vor. 1978 bis 1983 vertrat sie als erste Frau den Kanton Zürich im Ständerat. Weil sie bei den Stadtratswahlen den bisherigen Stadtpräsidenten Thomas Wagner (FDP) gegen Josef Estermann (SP) unterstützte, wurde sie 1990 aus ihrer Partei ausgeschlossen. Emilie Lieberherr lebt mit ihrer langjährigen Freundin Minnie Rutishauser im Zürcher Unterland und in der Zürcher Altstadt.

Worüber sprechen Sie denn zu den älteren Menschen an Ihren Vorträgen? Ich rate ihnen, körperlich und geistig aktiv zu bleiben. Das ist gut für das Selbstverständnis und die Gesundheit. Wer einfach «umenandhöcklet», wird apathisch. Ich empfehle, jeden Tag eine Viertelstunde zu spazieren und viel zu lesen – auch einmal einen komplizierten Text, nicht immer bloss das Gleiche. Ausserdem sage ich: Habt keine Angst vor dem Alter. Lasst euch nicht alles gefallen und habt den Mut, auch einmal zu rebellieren. Trefft andere Leute und setzt euch mit neuen Situationen auseinander.

Nicht alle sind so fit wie Sie. Natürlich kann man nicht selbst wählen, dass man ein gesunder alter Mensch ist. Die Schwächung und das Verlangsamen der Reaktionen betreffen alle. Aber eine positive Einstellung bewirkt vieles. Heute ist Aktivität für ältere Menschen zum Glück völlig normal. Kinder und Enkel freuen sich, wenn Eltern oder Grosseltern viel unternehmen. Früher hörte man oft: Das schickt sich nicht in deinem Alter.

Halten Sie selbst sich an Ihre Ratschläge? Aber sicher. Ich lese sehr viel, Zeitungen,



HAARE UND MAKE-UP: NATHALIE MEIER, AUFNAHMEN IM HOTEL SEEFELD, 8008 ZÜRICH

Magazine, Bücher zu verschiedensten Themen. Zudem mache ich Gedächtnis- und Turnübungen, lerne ständig neue dazu. Bin ich unterwegs und warte zum Beispiel auf die S-Bahn, mache ich Atemübungen. Das ist fast überall möglich.

Können Sie auch gar nichts machen?
Kann ich auch.

Einfach faul herumliegen? Na ja, ich muss zugeben, das gelingt mir nicht besonders lange. Ich arbeite im Garten oder sitze eine Weile vor dem Haus. Aber auch das Nichtstun ist wichtig, das muss man lernen.

Haben Sie keine Angst davor, Ihre Selbstständigkeit einmal zu verlieren? Nein. Wie jeder Mensch hoffe ich natürlich, möglichst lange unabhängig zu bleiben. Aber ich habe viele Menschen gesehen, die das nicht konnten. Das muss man einfach annehmen. Schicksal ist Schicksal. Egal, in welchem Alter.

Das Thema Alter war in Ihrer Politik immer wichtig. Weshalb dieses Interesse? Schon als Kind haben mich alte Menschen interessiert. Ich fragte mich, wie es wohl ist, alt zu sein. Mit meiner Grossmutter konnte ich über alles reden. Sie wurde 81, was damals sehr alt war. Sie wurde 1855 geboren, ihre Mutter hatte also aus der Ferne fast noch die Französische Revolution erlebt. Das faszinierte mich. Ältere Leute sind Erinnerungs- und Geschichtsträger.

Heute interessiert man sich wieder mehr dafür. Zum Glück. Sie zum Beispiel fragen mich, was Älterwerden bedeutet, was ich für Gefühle habe. Früher hörte man gar nicht darauf, was ältere Menschen zu sagen hatten.

Sie haben als Politikerin für ein positives Altersbild gekämpft. Sind Sie zufrieden? Die Veränderung ist wie Tag und Nacht. Heute geniessen ältere Leute eine viel höhere Akzeptanz als zu der Zeit, als ich Kind war. Aber bis dahin brauchte es einen langen Prozess. Man kann nicht von heute auf morgen sagen, seid lieb zu den alten Menschen. Und obwohl viel erreicht wurde, geht es nicht allen gut. Ich kenne noch zu viele alte Menschen, die nicht auf Rosen gebettet sind.

Sie sind Gründungsmitglied des «Komitees Sichere AHV». Haben Sie Angst um unsere Erste Säule? Wenn ich sehe, wie gewisse Kreise die AHV begrenzen möchten, weil es angeblich keine armen Alten mehr gebe, habe ich Angst. An meinen Vorträgen höre ich, dass viele ältere Menschen um ihre Rente fürchten. Sagen wir es so: Das Schweizer System ist ein gutes System, aber man muss immer wieder dafür kämpfen.

Wofür setzen Sie sich sonst noch ein? Es lässt sich mit Zahlen ganz klar beweisen, dass die Kategorie der armen Alten die sehr alten, allein stehenden Frauen sind. Frauen, die keine zweite Säule aufbauen konnten. Frauen, die verwitwet oder geschieden sind und deren Mann eine kümmerliche Zweite Säule hatte. Ihnen gilt heute mein vehementester Einsatz.

Frauenfragen waren Ihnen schon immer ein besonderes Anliegen. Ich bin und bleibe eine Frauenkämpferin und werde als Feministin sterben. Schon damals als junge Gewerbeschullehrerin habe ich meinen Schülerinnen empfohlen, sich gegen ihre Rechtlosigkeit zu wehren. Und auch heute noch muss man für die Frauen kämpfen.

Sie selbst haben eine ungewöhnliche Biografie für eine Frau Ihrer Generation. War Ihr Elternhaus so fortschrittlich? Eigentlich nicht. Mein Vater war bei der Eisenbahn und Gewerkschafter. Meine Mutter zog fünf Kinder gross und hatte ein Schneiderinnenatelier – aber für Politik interessierte sie sich überhaupt nicht. Trotzdem war ich ein «Füürtüüfeli». Schon als Zweitklässlerin las ich die Zeitung von A bis Z. In der Schule hielt ich während des Zweiten Weltkrieges Reden gegen Hitler und die Judenverfolgung. Mein Vater hatte sogar ein bisschen Angst um seine Tochter mit der grossen Röhre ... Meine Schulkameradinnen hat es jedenfalls nicht erstaunt, was nachher aus mir geworden ist.

Niemand fand, das gehöre sich nicht für ein Mädchen? Erstaunlicherweise nicht. Meinem Vater war es wichtig, dass auch wir drei Töchter einen Beruf ergreifen würden. Er machte keinen Unterschied zwischen Buben und Mädchen.

Zur Politik kamen Sie dann zur Zeit des Kampfes um das Frauenstimmrecht. Via den Frauenstimmrechtsverein und über die Konsumentinnenbewegung, die ich aufbaute. Wichtige Impulse gab mir auch meine erste Chefin, die Frauenrechtlerin Dr. Dora Schmidt. Durch meine Radio- und Fernsehauftritte und spätestens nach dem «Marsch nach Bern» wusste man, wer ich war. So wurde ich 1969 als erste Frau Kandidatin für ein Exekutivamt in der deutschen Schweiz.

Damals sprachen Sie auf dem Bundesplatz im legendär gewordenen roten Mantel zu Tausenden von Frauen und Männern, die für das Frauenstimmrecht demonstrierten. Das war wirklich ein eindrückliches Erlebnis. Zumal lange unklar war, ob es überhaupt zum Protest-

Ich bin und bleibe eine Frauenkämpferin und werde als Feministin sterben.

marsch nach Bern kommen würde. Viele Frauen zögerten, wollten die Stimmrechtsfrage langsamer angehen. Ich aber sagte: Wir müssen auf den Tisch klopfen, nur dann bewegt sich bei den Männern etwas. Den roten Mantel habe ich übrigens heute noch.

Wie war die Stimmung, als Sie 1969 als erste Frau für den Zürcher Stadtrat kandidierten? Die Neue Zürcher Zeitung schrieb, ich hätte keine Chance. Es sei viel zu früh für eine Frau in einem solchen Amt. Doch ich wurde glänzend gewählt.

Die Erwartungen waren sicher gross. Sehr gross, ja. Vor allem die Frauen versprachen sich viel. Die Männer warteten ab, ob ich einen Fehler mache. Diesen Gefallen tat ich ihnen nicht. Damals lerne ich, richtig zu taktieren und zu planen.

Politisieren Frauen anders als Männer? Ganz anders. Heute habe ich allerdings das Gefühl, sie machen die gleichen Fehler wie die Männer.

Was ist denn anders? Frauen sind pragmatischer, weniger in theoretischen Vor-



stellungen verhaftet. Sie denken immer: Was hilft es dem Menschen? Die Partei ist ihnen weniger wichtig. Auch ich trat der Partei erst spät bei – solange wir Frauen keine politischen Rechte hatten, wollte ich keine Wasserträgerin für die Männer sein.

Wo stehen die Frauen bezüglich Gleichberechtigung heute? Weiter, als wir uns das je erträumt hätten. Anfangs hiess es, die Frauen könnten vielleicht in der Fürsorge oder in der Schulbehörde mitmachen. Heute ist es selbstverständlich, dass auch eine Frau Finanzdirektorin

werden kann. Sicher auch deshalb, weil immer mehr Frauen die Voraussetzungen dafür mitbringen.

Dann braucht es heutzutage also keine Frauenbewegung mehr? Doch, natürlich braucht es die. Bis die Frauen überall gleichberechtigt sind, ist es noch ein langer Weg. Auch heute haben sie beruflich noch nicht die gleichen Aufstiegsmöglichkeiten wie die Männer. Frauen verdienen für die gleiche Arbeit weniger, und der Haushalt hängt an ihnen, während die Männer irgendwohin «tschutten» gehen. Für meinen Geschmack ist

die Frauenbewegung heute leider etwas zu zahm geworden.

Kinder und Karriere unter einen Hut zu bringen, ist nach wie vor schwierig. Mir ist die persönliche Freiheit wichtig. Meiner Meinung nach sollte jede Frau selbst bestimmen, was sie mit ihrem Leben machen will. Zu verlangen, alle müssten Familie und Erwerbsarbeit verbinden, halte ich für einen zu starken Eingriff. Ich mag es nicht, wenn man Frauen belächelt, die ausschliesslich Mutter und Hausfrau sind. Ausserdem leisten viele dieser Frauen ehrenamtliche Arbeit, die ich für sehr wichtig halte. Gerade in der Altersarbeit.

Standen Sie selbst je vor dieser Entscheidung? Für mich war klar: Wollte man damals als Frau studieren, musste man beweisen, dass man sich hundertprozentig für Studium und Beruf einsetzte. Wir Frauen an der Uni waren ausgefallene Wunderblumen. Von den Männern wurden wir ein bisschen belächelt. Die heirateten lieber keine studierte Frau, wohl aus Angst vor der Konkurrenz. Damals waren fast alle Frauen, die einen höheren Posten hatten oder Lehrerinnen oder Ärztinnen waren, nicht verheiratet.

Der Preis für eine höhere Ausbildung war also der Verzicht auf eine Familie? Ja. Ich mag Kinder sehr, habe gerne unterrichtet und in Amerika als Erzieherin gearbeitet. Unter anderem bei der berühmten Schauspielerfamilie Fonda. Meine Freundin Minnie Rutishauser hatte mir dazu geraten, und es wurde eine sehr wichtige Erfahrung für mich. Ich liebte die Kinder wie meine eigenen. Aber eine eigene Familie wäre wohl für mich nicht gut gewesen – ich wäre eine richtige italienische Mamma geworden...

Ihre Freundin Minnie Rutishauser, mit der Sie schon lange zusammenleben, war also schon damals eine wichtige Person für Sie? Sehr wichtig. Niemand kennt mich so gut wie sie. Sie war selbst hochgeschätzte Erzieherin in den besten Familien der USA. Sie war es auch, die mich von der Stadtratskandidatur überzeugte. «Du hast eine Begabung für Politik», sagte sie. Sie spürte das. Ohne ihren sechsten Sinn hätte ich vielleicht nie gemerkt, dass ich ein zutiefst politischer Mensch bin. ■